

Werk

Titel: Des Abbé Rochon ´s Reise nach Madagaskar und Ostindien

Autor: Rochon, Alexis Marie

Verlag: Voss

Ort: Berlin

Jahr: 1792

Kollektion: Itineraria

Werk Id: PPN243819706

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PID=PPN243819706> | LOG_0028

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=243819706>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

drückenden Taxe, die es dem Kaiser aufzulegen beliebt, ihren Antheil bezahlen, sind nicht immer vor Plünderung sicher. Wenn der Bascha oder Alkaid der Stadt einen Grund entdecken kann, sie ins Gefängniß setzen zu lassen — was er zuweilen ohne viele Rücksicht auf Gerechtigkeit thut: — so unterläßt er es selten, hieraus Vortheil für sich zu ziehen, und entehrt oft den königlichen Namen seines Herrn, indem er ihn zum Vorwande braucht, sich ihres Vermögens zu bemächtigen. — So giebt das Reich Marokko in allen seinen Theilen ein treffendes Gemälde von der elenden Staatsverfassung und den traurigen Folgen einer despotischen Regierung.

Fünftes Kapitel.

Reise von Mogadore nach Santa Cruz. — Ankunft zu Larudant. — Einführung bei dem Prinzen. — Beschreibung seines Pallastes. — Sonderbare Aufnahme. — Häusliche Einrichtung. — Gesundheitszustand des Prinzen. — Ungereimte Vorurtheile der Mohren. — Sauf mit dem Prinzen. — Es wenden sich andre Kranken an den Verfasser. — Der Kadi. — Einführung in den Harem des Prinzen. — Weiber des Prinzen. — Zustand des weiblichen Geschlechtes in diesem abgesonderten Aufenthalt. — Sichtbare Besserung des Prinzen. — Seine Leutseligkeit. — Charakter des Prinzen Muley Absulem.

Raum hatte ich mich sechs Tage zu Mogadore von meiner Reise ausgeruhet, als sich eine neue Scene eröffnete, da der Bote von Larudant mit dem Befehle zurückkam, daß ich sogleich meinem königlichen Kranken aufwarten sollte. Der Gouverneur gab mir, außer einem hübschen Zelte, zur Vermehrung meiner Reisebegleitung drei, mit Flinten und Säbeln bewaffnete Negersoldaten zu Fuß, und einen Jüdischen Dolmetscher, welcher des Arabischen und Englischen vollkommen mächtig war und mir nachher die

wichtigsten Dienste leistete. Den Juden, den man zu Tanager auf eine so sonderbare Art zu diesem Dienste gezwungen hatte, ließ man sogleich, und ohne Zweifel sehr zu seiner Zufriedenheit, nach Hause gehen.

Wir machten den Weg von Mogadore nach Santa Cruz (sechs und siebenzig Engl. Meilen) etwa in drei Tagen, und reisten also, wie der Leser aus Vergleichung mit dem vorigen Theile dieser Erzählung einsehen wird, eben nicht langsam, so sonderbar dies auch scheinen mag, wenn man an die schönen Englischen Wege denkt. Unsere Reise ging an der Seeküste hin; wir sahen nichts als ein weites, gebirgiges, felsiges, wildes Land, und hatten daher sehr schlimme Wege. In der That konnte unser Fortschreiten nur mit einem beständigen Hinauf- und Hinuntersteigen einer Reihe von rauhen Felsenstufen verglichen werden. Besonders an einer Stelle mußte man so steil hinunter, und der Weg war so durch große Steinblöcke gehemmt, daß wir alle absteigen und mit der größten Vorsicht und Schwierigkeit anderthalb Meilen gehen mußten, ehe wir wieder aufsitzen konnten.

Santa Cruz, eine Stadt mit einem Seehafen*), liegt am Abhange eines hohen und steilen Berges, welcher das westliche Ende der großen Gebirgskette bildet, die des Kaisers Besitzungen beinahe in zwei Theile theilt, und unter dem Namen Atlas so bekannt ist. Vormals gehörte es den Portugiesen, und war, bis der verstorbene Kaiser auf den Thron kam, der Hauptplatz, von wo aus den Europäern der Handel verstattet war. Jetzt ist es eine wüste Stadt mit wenigen Häusern, die beinahe stündlich noch mehr verfallen. Der Hafen scheint weit sicherer, als der von Mogadore, und, weil er den südlichen Provinzen nahe liegt, im ganzen Reiche zu Handelsunternehmungen am tauglichsten zu seyn.

*) Santa Cruz, in der Provinz Sus, heißt in der Landessprache Agader. Tarudant in eben der Provinz, nennt man sonst gewöhnlich Taredant.

Am 26ten Oktober reisten wir nach Tarubant ab, welches vier und vierzig Meilen von Santa Cruz entfernt ist, und wo wir nach zwei Tagen ankamen. Unser Weg dahin ging sogleich landeinwärts, auf die Südseite des Atlas zu, von welchem wir eine halbe Tagereise zu Pferde entfernt waren. Wir hatten auf der ganzen Reise von Santa Cruz an, einen schönen ebenen Weg durch eine waldige unbedauete Gegend.

Bei meiner Ankunft zu Tarubant führte man mich, ohne mir Zeit zum Absteigen zu lassen, sogleich zur Residenz des Prinzen, die etwa eine halbe Meile (Engl.) südlich von der Stadt liegt. In einiger Entfernung hat das Haus, welches klein und von dem Prinzen erbauet ist, ein sehr nettes Ansehen; aber, wenn man es in der Nähe besteht, bemerkt man gleich den Mangel an Geschmack und Schicklichkeit, der allgemein die Mohrischen Gebäude charakterisirt. Es ist aus Tabbu aufgeführt, und die hohe viereckige Mauer, die es umgiebt, schließt zwei ganz hübsche Gärten ein, die ein Europäer angelegt hat und die jetzt unter der Aufsicht eines Spanischen Renegaten stehen. Die viereckigen und hohen Zimmer sind alle an der Erde, und öffnen sich in einen Hof, in dessen Mitte ein Springbrunnen ist. Der Eingang führt durch einen kleinen gewölbten Thorweg in einen Hofraum, wo sich an einer Seite einige wenige Nebengebäude, und an der andern ein Raum für des Prinzen Pferde befindet. Unter dem immer klaren und schönen Himmel dieses Landes giebt es nehmlich wenige oder gar keine Ställe, sondern man bewahrt die Pferde auf offenen Plätzen, wo man sie an Pfählen, die in die Erde geschlagen sind, festbindet.

Freilich muß man gestehen, daß dieser Eingang nicht eben prächtig ist; auch stieß uns nichts auf, was den ungünstigen Eindruck hätte auslöschten können, ehe wir in des Prinzen Zimmer traten. Das Zimmer, in das man mich führte, war klein und hatte Sitze in den Wänden; hierin muß jeder warten, bis sein Name gemeldet ist. Ich fand

hier eine Menge sonderbar aussehender Personen; und da ich eben nicht Lust hatte, mich zu ihnen zu gesellen, so ging ich, statt mich zu setzen, nach Europäischer Sitte im Zimmer umher. Indesß war ich darin hier ganz einzig; denn die Mohren sitzen beständig, sie mögen in Geschäften, in Gesellschaft oder bei Vergnügungen seyn. Wirklich war ihnen mein Benehmen auch so neu, daß sie daraus schlossen, ich wäre entweder verrückt, oder sagte meine Gebete her.

Nachdem man mich in dieser unangenehmen Lage etwa eine Stunde gelassen hatte, kam von dem Prinzen der Befehl, daß ich sogleich mit meinem Dolmetscher hereingeführt werden sollte. Aus dem Zimmer, wo wir gewartet hatten, gingen wir durch einen langen und finstern Gang. Er führte in einen viereckigen Hofplatz, dessen Boden mit Backsteinen würflicht belegt war, und auf welchen des Prinzen Zimmer hinausging, das mit großen Flügelthüren geöffnet wurde. Diese waren sauber mit verschiedenen Farben und würfelförmig bemalt. Der unmittelbare Eingang zu dem Zimmer war nett; er bestand in einem sehr großen, mit würfelförmigen Backsteinen sauber verzierten Schwibbogen, der einen kleinen Vorhof oder ein Vorzimmer bildete. Das Zimmer selbst war hoch, viereckig, und der Boden mit Backsteinen belegt; die Wände mit Stucko bekleidet, und die Decke mit mancherlei Farben bemalt. Viel von der Schönheit des Zimmers ging durch den Mangel an Fenstern verloren; ein Fehler, den man in den meisten Häusern der Mohren findet.

Ich fand den Prinzen mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen auf einer, mit feinem weißen Linnen bedeckten Matraße sitzen. Diese und ein schmaler langer Teppich, der ihm gegenüber lag und worauf seine Mohrischen Vertrauten saßen, waren der einzige Hausrath in dem Zimmer. Gleich bei meinem Eintritt, und da ich den Einführungsbrief des Konsuls, der Landesitte gemäß, in einem seidnen Tuche überreichte, redete mich der Prinz mit dem Grusse an: *Bono tibib, bono Anglaise*; was eine Mi-

schung aus dem Arabischen und Spanischen ist, womit er sagen wollte: „du bist ein guter Arzt, die Engländer sind gute Leute.“ Dann befahl er mir, mich mit meinem Dolmetscher auf dem Boden, zwischen ihm und denen die ihn besuchten, niederzusetzen. Hierauf that jeder Anwesende sogleich eine Frage an mich, und zwar von der allerunbedeutendsten Art.

Der Prinz bezeugte großes Vergnügen über meine Ankunft, und wünschte zu wissen, ob ich freiwillig käme oder nicht, und ob die Englischen Aerzte in großem Rufe ständen. Auf die erste Frage antwortete ich, daß ich auf Befehl des Gouverneurs von Gibraltar gereist wäre; auf die zweite, daß ich es der Wahrheit und meinem Vaterlande schuldig zu seyn glaubte, die Frage zu bejahen. Dann verlangte er, daß ich ihm sogleich den Puls fühlen und seine Augen untersuchen solle, wovon das eine mit dem Staar verdunkelt, und das andere mit einem Krampfe behaftet war. Auch forderte er, daß ich ihm sogleich sagen sollte, ob ich seine Heilung unternehmen, und wie bald ich sie vollenden würde. Meine Antwort war: ich wünschte seinen Fall reiflich zu überlegen, ehe ich meine Meinung davon sagte; in einem oder zwei Tagen würde ich besser darüber urtheilen können.

Einer von seinen vertrauten Freunden machte, weil er mich ohne Bart sah, (denn ich hatte ihn erst am Morgen abgenommen) die Bemerkung, daß ich für einen tüchtigen Arzt zu jung sey; ein anderer bemerkte, daß ich mir Puder auf das Haar geworfen hätte, um mein Alter zu verbergen; ein dritter bestand darauf, daß ich nicht mein eigenes Haar trüge. Aber am meisten schienen sie über meine Kleidung zu erstaunen. Weil sie dicht anlag, da hingegen die Mohrische Kleidung ganz lose auf dem Körper sitzt, so waren sie überzeugt, daß sie drücken und erhitzen müßte.

Der Leser kann versichert seyn, daß ein Theil dieser Unterredung nicht sehr unterhaltend war, und in der That hätten sie mich, bei meiner großen Ermüdung von der

Reise, wohl mit den meisten ihrer Fragen verschonen Könnten; aber statt der Entlassung und Ruhe, die ich wünschte und erwartete, wurde meine Geduld durch die alberne Neugierde des ganzen Hofes erschöpft, wovon einer nach dem Andern mich bat, doch die Gewogenheit zu haben, und ihn von seinem Gesundheitszustande zu unterrichten, und zwar bloß durch das Befühlen des Pulses. Nachdem ich, so gut ich nur immer konnte, ihre Neugierde befriedigt hatte, sagte mir der Prinz: er habe mir zu meiner Aufnahme ein gutes Haus bestimmt; dahin möchte ich mich nun begeben, und früh am folgenden Morgen zu ihm kommen, um seinen Zustand genauer zu untersuchen.

Aus dem guten Hause, das mir der Prinz versprach, ward ein erbärmliches Zimmer in der Judenstadt, oder dem Theile der Vorstadt, den die Juden bewohnen und der etwa eine Viertelmeile weit von Tarudant liegt. Doch gehörte die Wohnung dem vornehmsten Juden des Prinzen, und es gab keine bessere an dem Orte. Dies Zimmer war unten auf der Erde, enge und schmutzig, und hatte keine Fenster, sondern zur einzigen Oeffnung nur große Flügelthüren, die nach einem Hofe gingen, wohin drei in dem Hause wohnende Jüdische Familien allen ihren Unrath und Roth zu werfen pflegten. Die Täuschung mochte wohl etwas dazu beitragen, mich empfindlich zu machen; denn als man mich in diese elende Hütte führte, ward ich so von Schrecken und Unwillen betroffen, daß ich in Begriff stand, mich wieder auf mein Pferd zu setzen und den Prinzen um eine andere Wohnung zu bitten. Aber da man mir sagte, es sey das beste Zimmer in der Stadt; und da ich überlegte, daß ich mich aus freiem Willen diesen Widerwärtigkeiten ausgesetzt hätte; so beschloß ich, mich durchzukämpfen, so gut ich könnte, und versprach, mich für jetzt bei dieser unangenehmen Lage zu beruhigen.

Indeß ergriff ich die erste Gelegenheit, dem Prinzen hierüber Vorstellungen zu machen. Er gab auch Befehl, daß man Zimmer in seinem Garten für mich zubereiten

solle; aber bei der Langsamkeit der Maurer wurden sie nicht früh genug geendigt, daß ich sie noch vor meiner Abreise von Tarudant hätte in Besitz nehmen können. Des Prinzen Jude war angewiesen, mich mit allem Nothwendigen zu versehen; und überhaupt hatte ich, so lange ich in Tarudant blieb, keine Ursache mich über irgend einen Mangel an Aufmerksamkeit von Seiten des Prinzen zu beklagen.

Sobald mein Gepäck losgebunden war, ließ ich es meine erste Sorge seyn, meine Lage so erträglich zu machen, wie die Umstände es zuließen. An das eine Ende des Zimmers setzte ich meine drei Feldstühle, die ich auf der Reise zum Bette gebraucht hatte, und verbarg sie, so gut ich konnte, mit Matten, die ich als eine Scheidung quer in dem Zimmer befestigte. Einer meiner Kasten wurde zu einem Tisch und ein anderer zu einem Stuhle bestimmt, weil ich in Tarudant keins von beiden erhalten konnte. An das andere Ende des Zimmers legte mein Dolmetscher seine Betten auf den Boden, und schlief so, während wir uns hier aufhielten.

Nachdem wir unser Zimmer möblirt hatten, dachten wir vor allen Dingen darauf, unsere Küche einzurichten. Unser ganzes Küchengeräth bestand aus einer kleinen eisernen Bratpfanne, einer zinnernen Schüssel, zwei zinnernen Tellern, einem Horne zum Trinken, und zwei Messern und Gabeln. Da viele Mohren Thee trinken, so waren wir um unser Frühstück nicht verlegen. Auf der Reise hatte uns die eiserne Pfanne sehr gut zum Sieden unserer Eier und Hühner gedient; denn wie ich schon oben bemerkt habe, konnten wir weiter gar keine Nahrungsmittel bekommen. Zu Tarudant waren wir nun zwar in einem Lande des Ueberflusses; aber es stand nicht in unseren Kräften, von dieser günstigen Lage Gebrauch zu machen. Nachdem wir einige Tage das Unangenehme dieses Umstandes empfunden hatten, fand ich endlich einen Juden, der so geschickt war, mir geröstetes und gehacktes Fleisch, etwas nach

Spanischer Art, zu bereiten; und mit dieser Kost mußte ich mich während meines Aufenthaltes zu Tarradant begnügen.

Zwei Stunden vor meiner Ankunft waren alle die Engländer, welche Schiffbruch gelitten hatten, (den Kapitain und einen Neger ausgenommen) auf ihrem Wege nach Marokko durch die Stadt gegangen. Muley Absulem hatte sie von den wilden Arabern ausgelöst, wie ich glaube, in der Absicht, sein Versprechen zu erfüllen; aber auf des Kaisers Befehl wurden sie nach der Hauptstadt geschickt.

Als ich am folgenden Tage zum Prinzen kam, und die Art seines Uebels untersuchte, fand ich, daß es zu den hoffnungslosesten Fällen gehörte; da ich indeß beinahe fünfhundert Meilen gereiset war, um ihn zu sehen, so konnte ich nicht mit Zufriedenheit wieder zurückkehren, ohne etwas versucht zu haben. Deshalb erklärte ich dem Prinzen schriftlich: ich könne es keinesweges geradezu auf mich nehmen, ihn zu heilen, ja ihm selbst nicht einmal mit großer Hoffnung eines guten Erfolges schmeicheln; aber wenn es ihm gefiele, mir zu meinem Plane, sein Uebel zu behandeln, eine Probezeit von ein Paar Monathen zu verstatten, so ließe sich dann mit Wahrscheinlichkeit beurtheilen, ob die Krankheit zu heben sey. Dieser Vorschlag ward genehmigt, und er fing sogleich an, die Arzeneimittel, welche ich ihm vorschrieb, zu gebrauchen.

Ich habe schon beiläufig gesagt, daß der Prinz durch den Staar den Gebrauch des einen Auges gänzlich verloren hatte; hier setze ich noch hinzu, auch um das andere war er beinahe durch einen Krampf gekommen, der in eine gutta serena*) zu endigen drohete und das Auge so sehr nach der Nase hin gezogen hatte, daß man die Pupille gar nicht sehen konnte. Was ihm vom Gesichte übrig blieb, reichte nur hin, ihm große Körper sichtbar zu machen, doch ohne daß er sie irgend

*) Unter diesem Namen versteht man den Zustand des Sehnerzen, der ihn unfähig macht, die Lichtstrahlen zu empfinden.

genauer hätte unterscheiden können. Dieser Krampf war die Krankheit, welche ich heilen sollte.

Über darin bestanden die Uebel des Prinzen bei weitem noch nicht ganz; denn in Wahrheit, er hatte seinen ganzen Körper durch eine lange Reihe von Ausschweifungen so entnervt, daß ich es nöthig fand, ihn einer strengen Lebensordnung zu unterwerfen. Meine Anweisungen dazu setzte ich zuweilen schriftlich auf, um sie eindringlicher zu machen. Sie wurden ins Arabische übersetzt, und eine Abschrift dem Prinzen, die andere aber seinem vertrauten Freunde übergeben, der auf meine Bitte es übernahm, für ihre Befolgung Sorge zu tragen.

Da ich sowohl innerliche, als örtliche äußerliche Mittel gebrauchte, so nahm ich mir vor, sie meinem Kranken mit eigener Hand zu geben. Der Prinz schluckte auch ohne Schwierigkeit die Arzneien hinunter, so widrig sie auch seyn mochten; aber es währte lange, ehe ich ihm begreiflich machen konnte, daß eine Arznei, die man in den Magen bringt, ein Uebel am Auge vermindern könne. Doch muß ich ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich an ihm einen fähigsten Schüler fand, als an irgend einem von seinen Gesellschaftern. Vielen von diesen konnte man die Wirkung der Arzneimitteln schlechterdings nicht begreiflich machen, und sie waren daher voll von Vorurtheilen gegen meine Heilungsart.

Wenige Tage nachher, als ich dem Prinzen zum erstenmal aufgewartet hatte, überredete ihn einer von seinen mit Vorurtheilen eingenommenen Freunden, daß ich ihm eine Arznei gegeben hätte, um in seinem Körper eine gewisse Wirkung hervorzubringen, an die ich, ehe man mir etwas davon sagte, mit keinem Gedanken gedacht hatte. Was diese Wirkung seyn sollte, kann ich nicht mit Anständigkeit erklären. Genug, diese boshaften Vorstellungen hatten zu viel auf den Geist meines Kranken gewirkt, und er sprach über diese Sache in Ausdrücken mit mir, die ich nicht ohne das empfindlichste Mißvergnügen und den heftigsten Unwillen anhören konnte.

Ich suchte mein Verfahren zu rechtfertigen, so gut ich dies bei der unangenehmen Nothwendigkeit, durch einen Dolmetscher reden zu müssen, konnte, und erklärte ihm: es sey unmöglich, daß meine Arzneimittel die Wirkung hätten, die er besorgte; und es würde ja meinen Kredit vermehren und besser zu meinem Vortheile gereichen, wenn ich seine Gesundheit wieder herstellte, als wenn ich ihm Schaden zufügte; ein Arzt hätte einen gewissen Charakter, dessen Verlust unwiderbringlich wäre, und daher traute ich ihm zu, er würde meine Lage überdenken und mich in einem günstigeren Lichte betrachten, als er es bei seiner gereizten Empfindlichkeit vorher gethan habe. Nun fing der Prinz an, seine Verläumdung zurückzunehmen, und sagte: er glaube wohl, daß die Arzneimittel eine andere Wirkung hervorgebracht hätten, als meine Absicht gewesen wäre; aber es sey die Schuldigkeit eines Kranken, seinen Arzt von jedem Umstande zu unterrichten, der seine Gesundheit betreffe. Kurz, nach mancherlei Erklärungen brachte ich es endlich dahin, daß er darein willigte, meinen Plan noch ein paar Tage länger zu verfolgen; wenn sich aber, sagte ich, indessen etwas zeigte, was der weiteren Fortsetzung desselben entgegen wäre, so würde ich ihn willig ganz aufgeben. Da diese Tage verflossen, ohne daß eine von den geargwöhnten Wirkungen sich zeigte, so fuhr der Prinz fort, regelmäßig die Arzneimittel zu nehmen, die ich ihm vorschrieb.

In der Zwischenzeit, wenn ich nicht bei dem Prinzen war, den ich zweimal des Tages besuchte, las ich einige wenige Bücher, die ich mit mir von Mogadore gebracht hatte, machte kleine Exkursionen in die umliegende Gegend, und besuchte Kranke zu Larudant. Unter den letzteren befand sich der Kad i, oder Richter der Stadt, ein ehrwürdiger Greis von etwa siebzig Jahren, dessen Bart ganz weiß geworden war, und dessen Gesicht, obgleich die Zeit es gewiß verändert hatte, doch noch immer einen starken Ausdruck von Lebhaftigkeit und Klugheit übrig behielt, womit sich deutlichere Züge von Herzensgüte vormischten,

als ich sie jemals in diesem Lande gesehen hatte. Er empfing mich mit der größten Ehrerbietung, und drückte seine Dankbarkeit für meinen Besuch auf eine Art aus, die das stärkste Gepräge der Aufrichtigkeit an sich trug. Da er ganz überzeugt war, daß sein Uebel bloß der Verfall der Natur sey, so wünschte er nur, daß ich ihm etwas geben möchte, was den heftigsten Anfällen desselben vorbeugen könnte. Er breitete sich mit vieler Empfindung über die Widerwärtigkeiten aus, denen ich mich unterzöge, da ich mich so weit von meinen Verwandten entfernt und in einen Theil der Welt begeben hätte, wo die Volkssitten sich von denen, an die ich gewöhnt wäre, so sehr unterschieden. Zugleich äußerte er den Wunsch, mir jeden Dienst zu erweisen, der ihm in seiner Lage nur möglich wäre. Solch ein ungewöhnliches Maas von Gefühl und Nachdenken bei einem Manne, dessen Landsleute sich meistens so wenig über den Zustand der Wildheit erheben, erregte in mir das lebhafteste Verlangen, diesem Kranken nützlich zu seyn. Unter den vielen Fragen, die er an mich that, war auch die, was unsere Richter in England als eine Belohnung ihrer Dienste bekämen. Als ich es ihm sagte, erstaunte er ganz, und rief aus: „Guter Gott! der Kaiser giebt mir jährlich funfzig Dukaten.“

Ich wünschte, daß ich von meinen übrigen Kranken zu *Larudant* eben so viel Gutes sagen könnte, wie von diesem ehrwürdigen Greise. Aber sie waren meistens unverschämt, undankbar, und zum Theil ausgemachte Diebe. Da ich im Hause eines Juden wohnte, und da niemand von dieser Nation es wagen darf, einem Mohren den Eingang zu verwehren: so belästigten mich vom Morgen bis zum Abend Araber, Gebirgsbewohner und Stadtleute von der niedrigsten Gattung, die sich selten mit meinem Rathe begnügten, sondern darauf bestanden, daß ich ihnen Geld, oder etwas von gleichem Werthe geben sollte. Viele trieb ich mit Gewalt aus dem Zimmer, die dann freilich ihre Empfindlichkeit nicht verbergen konnten, und alle Augen-

Blicke droheten, ihre Messer gegen mich zu gebrauchen; Anderen, die sich ein wenig besser betrugten, gab ich etwas, um von ihnen loszukommen; und den Uebrigen, die wirklich in einem bedauernswürdigen Zustande waren, suchte ich mit Vergnügen alle mir mögliche Hülfe zu leisten. Mit Einem Worte, ich befand mich in einer solchen Lage, daß ich mich bei dem Prinzen darüber zu beklagen genöthigt war. Er gab mir nachher einen Soldaten, der immer an meiner Thür Schildwach stehen mußte, und den Befehl hatte, niemand ohne meine besondere Erlaubniß hereinzulassen.

Mit dem größten Vergnügen bemerkte ich etwa vierzehn Tage nach meinem ersten Besuche bei dem Prinzen, daß es sich mit seiner Krankheit besserte. Das Auge schien nun seine vorige Lage wieder annehmen zu wollen. Anfangs konnte er nur Licht von Finsterniß unterscheiden, jetzt aber schon einen Apfel in einer Entfernung von etwa dreißig Fuß.

Dieser schmeichelhafte Anschein vertrieb bei den Gesellschaftern des Prinzen alle Vorurtheile, die sie Anfangs gegen mich gefaßt hatten; und der Prinz selbst erkannte jetzt, daß er in seiner Meinung von mir zu vorschnell gewesen wäre. Er setzte nun wegen dieses glücklichen Erfolges so viel Vertrauen in mich, daß er mich in seinen Harem zuließ, wo einigen Damen meine Dienste nützlich seyn konnten.

Ob ich gleich dadurch Gelegenheit bekam, den Harem zu sehen, so will ich ihn doch hier nicht besonders beschreiben; da er sich von dem Kaiserlichen, über den ich nachher umständlich reden werde, nur darin unterschied, daß er kleiner eingerichtet war.

Als ich Befehl von dem Prinzen bekommen hatte, seinen Damen aufzuwarten, mußte sogleich einer von seinen Freunden mich nach dem Thore des Harems führen und dem Alkaid*) der Verschnittenen die Anweisung

*) Ein Beamter, in der gemeinen Bedeutung des Wortes.
A. d. V.

geben, mich und den Dolmetscher zuzulassen, so oft ich es nöthig fände.

Die Verschnittenen, welche die ganze Sorge für die Weiber auf sich haben und wirklich immer unter ihnen leben, sind Kinder von Negerklaven, und meistens entweder sehr kurz und dick, oder lang, häßlich und lahm. Ihre Stimmen haben den besondern Ton, den man bei Jünglingen bemerkt, die eben mannbar geworden sind; und ihre ganze Person giebt ein unangenehmes Bild von Schwäche und weiblichem Wesen. Um des Vertrauens willen, das ihre Herren in sie setzen, und bei der Wichtigkeit, die es ihnen giebt, sind diese Eunuchen noch unverschämter und stolzer, als jede andere Klasse von Leuten hier zu Lande. Sie ließen mich diese Eigenschaften auch wirklich so sehr empfinden, daß ich einigemal genöthigt war, mich zu meiner Vertheidigung über sie zu beklagen und sie strafen zu lassen.

Von einem dieser Leute begleitet, gingen wir durch das Thor des Harems, welches allezeit verschlossen und von Eunuchen bewacht ist, und kamen dann in einen engen dunkeln Gang, der uns bald in den Hof brachte, wohin die Zimmer der Weiber hinausgehen. Wir sahen hier eine Menge schwarzer und weißer Kinder und Weiber, Konkubinen, Sklaven und andere gemiethete Bediente.

Sobald sie die ungewöhnliche Gestalt eines Europäers bemerkten, umgab mich der ganze Schwarm, und bezeigte das größte Erstaunen über mein Ansehen und meine Kleidung. Einige standen ohne Bewegung, mit aufgehobenen Händen, starren Augen und offenem Munde, in der gewöhnlichen Stellung des Verwunders und Erstaunens. Einige brachen in ein unmäßiges Gelächter aus, indes andre auf mich zukamen, und mich mit der größten Aufmerksamkeit vom Kopfe bis zu den Füßen betrachteten. Von meiner Kleidung schienen am meisten die Schnallen, Knöpfe und Strümpfe ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; denn weder Männer noch Weiber tragen hier zu Lande etwas Aehnliches. Aus meinem Haar-

zopfe schienen sie gar nicht flug werden zu können; und von dem Puder glaubten sie, er wäre bestimmt, gewisse lästige Insekten zu zerstören. Die meisten Kinder liefen, sobald sie mich sahen, in der größten Bestürzung davon; und überhaupt schien ich diesen Leuten ein eben so sonderbares Thier zu seyn, und hatte, wie ich wohl sagen darf, die Ehre, eben so viel Neugierde und Aufmerksamkeit zu erregen, wie ein Löwe oder Königstiger, den man aus der Fremde an einem Markttage nach einer Englischen Landstadt bringt. So oft ich den Harem besuchte, ward ich von diesem neugierigen Haufen umringt und belacht; sobald ich ins Thor kam, folgte er mir bis dicht vor das Zimmer, wohin ich ging, und so geleitete er mich auch immer wieder hinaus, wenn ich zurückkehrte.

Die meisten von diesen Weibern waren ungewöhnlich fett und unbehülflich, hatten schwarze große Augen und runde Gesichter mit kleinen Nasen. Ihre Gesichtsfarbe war verschieden: bei einigen sehr weiß, bei anderen gelb, und bei noch anderen ganz negerartig.

Als eine von meinen neuen Kranken bereit war, mich zu empfangen, rief man mich in das Zimmer, wo ich zu meiner großen Verwunderung weiter nichts sah, als einen Vorhang, der von oben herunter durch das ganze Zimmer gezogen war, wie in einem Schauspielhause vor der Bühne. Eine Sklavin brachte mir nun einen sehr niedrigen Stuhl, stellte ihn neben den Vorhang, und sagte mir, ich sollte mich darauf setzen und ihrer Gebieterin den Puls fühlen.

Die Dame, die indeß Muth zum Sprechen gefaßt hatte, steckte ihre Hand unter dem Vorhange durch, und verlangte, daß ich sie über ihre ganze Krankheit belehren sollte; denn sie glaubte, durch bloßes Pulsfühlen könnte ich das vollkommen. Umsonst fragte ich, wo ihr Uebel säße, im Magen, im Kopfe oder im Rücken; die einzige Antwort, die ich herausbringen konnte, war die Bitte, den Puls an der andern Hand zu fühlen, und dann den

Sich der Krankheit und die Beschaffenheit des Uebels ausfindig zu machen.

Da sie weder meine Neugierde durch ihr Gesicht befriedigte, noch mich von der Beschaffenheit ihrer Krankheit unterrichtete, so sah ich mich gezwungen, ihr ganz bestimmt zu sagen: es sey, wenn ich ihre Krankheit kennen lernen sollte, eben so nöthig, daß ich ihre Zunge sähe, als daß ich ihren Puls fühlte; und ohne das könnte ich nichts für sie thun. Aber dessen ungeachtet strengte ich, oder vielmehr mein Jüdischer Dolmetscher, seine Beredsamkeit lange vergebens an; und ich glaube gewiß, sie würde mich ohne weitere Nachfrage wieder entlassen haben, wenn ihr Erfindungsgeist ihr nicht einen glücklichen Ausweg an die Hand gegeben hätte, sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Sie kam endlich auf den Einfall, ein Loch in den Vorhang zu schneiden, wodurch sie ihre Zunge heraussteckte, und auf diese Art mein Verlangen, so weit es zur Einsicht des Arztes nöthig war, erfüllte, aber meine Neugierde gänzlich täuschte.

In der Folge bekam ich Befehl, zu einer andren Frau des Prinzen zu gehen, die mit einer skrophulösen Geschwulst am Halse behaftet war. Sie entzog sich Anfangs eben so, wie die erste, meinen Augen; aber, da sie mir ihr Uebel zeigen mußte, so hatte ich Gelegenheit, ihr Gesicht zu sehen, und fand es sehr hübsch. Man sagte mir, sie wäre einmal die Favorite des Prinzen gewesen, aber wegen dieses Fehlers hätte er sie sehr vernachlässigt. Dieser Umstand erklärt denn, weswegen sie eine so äußerst große Begierde bezeigte, ihrer widrigen Krankheit los zu werden.

Als ich ihren Hals untersucht hatte, nahm sie von ihrer Kleidung allen goldenen Schmuck, der sehr zahlreich und von beträchtlichem Werthe war, legte ihn mir in die Hand, äußerte ihr Verlangen, daß ich sie heilen möchte, und versprach mir, wenn die Kur glückte, eine noch größere Belohnung. Da ich aber wohl wußte, wie ungewiß es sey, ob ich ihr irgend einen wesentlichen Dienst würde leisten können, so gab ich ihr das Geschenk sogleich zurück,

und versicherte: ich würde zwar gewiß alle gehörige Mittel sorgfältig bei ihr versuchen, aber für den Erfolg könne ich mich nicht verbürgen. Es ist nichts unangenehmer, als wenn man sich außer Stande steht, einem seiner Mitgeschöpfe mit Grund eine Hoffnung zu machen, bei der es sich so glücklich fühlen würde! Ich sah mit Traurigkeit, daß das arme Frauenzimmer, ob es gleich etwas aufgeheitert schien, doch durch meine Antwort nicht befriedigt war; sie konnte sich nicht enthalten, mir augenscheinliche Beweise von getäuschter Hoffnung, und selbst von Mißvergüngen über meine Bedenklichkeit zu geben, indem sie sagte: sie hätte immer gehört, daß ein christlicher Arzt jede Krankheit heilen könne.

Während man mich so im Harem brauchte, hatte ich Gelegenheit, die meisten Frauenzimmer des Prinzen zu sehen, deren, außer den vier Frauen, die ihm seine Religion erlaubt, ungefähr zwanzig waren, und die nicht einen so unüberwindlichen Widerwillen hatten, ihre Schönheit sehen zu lassen, wie jene viere. Sie zeigten sich Anfangs als sehr unruhige Kranke; denn da ich ihnen nicht sogleich, nachdem ich ihren Puls gefühlt, alle ihre Krankheiten auf den Fingern herzählen konnte, so betrachteten sie mich als einen unwissenden Empiriker. Außerdem fand ich, daß jede sich schmeichelte, beinahe in einem Augenblicke geheilt werden zu können. Kurz, nach vielen fruchtlosen Versuchen, Leuten, die vorher niemals sonderlichen Gebrauch von ihren Verstandeskraften gemacht hatten, Vernunft beizubringen, sah ich mich endlich genöthigt, mein Betragen nach den Fähigkeiten meiner Kranken einzurichten, und verschaffte mir dadurch bald so viele unverdiente Lobpreisungen, wie ich mich vorher unverschuldetem Tadel ausgesetzt hatte.

Die meisten Frauenzimmer im Harem waren noch nicht dreißig Jahr alt, hatten aber schon viele Korpulenz und einen sehr schwerfälligen Gang. Weil sie von der Gesellschaft ganz abgesondert leben, so schränkt sich ihre Kenntniß von Lempriere's Reise

dem Weltlauf allein auf die Vorfälle im Harem ein. Es steht ihnen frei, einander zu besuchen, wobei sie sich denn über die Gegenstände unterhalten, die ihr ungebildeter Geist ihnen darbieten kann. Man läßt sie niemals anders ausgehen, als auf ausdrücklichen Befehl vom Prinzen, und sie dürfen nie weiter, als von einem Orte der Residenz zum anderen. Ich fand sie im Ganzen äußerst unwissend, stolz und bis zum Kindischen eitel auf ihre Person. Unter den vielen lächerlichen Fragen, die sie an meinen Dolmetscher thaten, war auch die: ob ich lesen und schreiben könnte. Als er dies bejahete, bezeugten sie das größte Erstaunen über die Fähigkeiten der Christen. Nicht eine Einzige unter ihnen konnte nehmlich eins von beiden; denn auf diese ersten Elemente der menschlichen Wissenschaft verstehen sich bei den Mohren nur einige wenige Männer, die deswegen *Talib*, oder Erklärer des Muhamedanischen Gesetzbuches, genannt werden.

Unter den Konkubinen des Prinzen waren sechs Sklavinnen von fünfzehn Jahren, die ein vornehmer Mohr ihm geschenkt hatte. Eine von ihnen stammte von einem Englischen, und eine andere von einem Spanischen Renegaten ab; die übrigen vier waren von Mohrischer Herkunft.

Man findet oft, daß da, wo die ernstesten und nützlichsten Vollkommenheiten sehr wenig ausgebildet werden, vorzüglicher Geschmak an denen herrscht, die von leichterer Art sind und bloß zur Zierde gereichen. Diese Opfer der Wollust bekommen, auf Befehl des Prinzen, täglich Unterricht in der Musik, und zwar von einem Mohren, der sich eine kurze Zeit in London und Italien aufgehalten und sich dort eine oberflächliche Kenntniß von dieser Kunst erworben hat. Ich fand Gelegenheit, bei einer Musikstunde gegenwärtig zu seyn; indes kann ich eben nicht sagen, daß meine Ohren viel Vergnügen dabei gehabt hätten. - Es war ein Vokal- und Instrumentalkonzert; die Instrumente, deren man sich bediente, bestanden in der Mandoline, einer Art von Geige mit zwei Saiten, und einer kleinen Trommel.

Der Hauptendzweck bei ihrer Musik schien Lärm zu seyn. Man bemerkte nicht die geringste Aufmerksamkeit auf Melodie, Abwechslung und Geschmak; es war ein unaufhörliches Geleier eines melancholisch wilden Liedes.

Der vorzüglichste Zeitvertreib in diesem traurigen Aufenthalt sind die gesellschaftlichen Zusammenkünfte. Ich habe bei meinen Besuchen im Harem die Frauenzimmer niemals auf andere Art beschäftigt gefunden, als daß sie in einem Kreise an der Erde saßen und sich mit einander unterredeten. Da Jüdinnen alles für sie nähren, und Sklavinnen oder Domestiken (deren sie mehr oder weniger haben, je nachdem sie bei dem Prinzen in Gunst stehen) für ihre Küche und die Einrichtung ihrer Zimmer sorgen: so muß es ihnen wirklich schwer seyn, ihre Zeit hinzubringen, besonders da keine von ihnen lesen oder schreiben kann. Es ist in der That unmöglich, ohne das lebhafteste Gefühl des Mitleidens die unglückliche Lage dieser Frauenzimmer zu überdenken. Da ihnen der zur Erhaltung der Gesundheit und des Lebens so nothwendige Genuß der frischen Luft und der Bewegung versagt ist; und da sie weiter keine Gesellschaft haben, als an den Genossen ihrer Leiden, eine Gesellschaft, der die meisten noch immer die Einsamkeit vorziehen: so kann man sie nur als die niedrigsten aller Sklavinnen ansehen, als Sklavinnen von den Lastern und Launen eines frechen Tyrannen; der selbst von seinen Weibern eine solche, nahe an Unbeugung gränzende Unterwürfigkeit und Verehrung verlangt, wie Gott und die Natur sie einem Sterblichen zu erweisen verbieten.

Nach Verlauf der dritten Woche, zeigte sich wieder eine merkliche Besserung in der Krankheit des Prinzen. Er fing an, sehr große Schrift unterscheiden zu können, und sagte mir, er habe eigenhändig einen Brief an den Kaiser geschrieben und ihn darin benachrichtigt, daß es ihm durch meinen Beistand mit seiner Krankheit bessere. Zugleich versicherte er, daß sein Vater mich ansehnlich belohnen würde, wenn ich die Kur zu Stande brächte.

Um diese Zeit war auch unser Umgang recht vertraulich. Er ließ mich ohne alle Zurückhaltung vor sich, sobald ich kam, ja oft selbst dann, wenn seine Frauenzimmer bei ihm waren; und hiermit gab er mir denn, wie man mir sagte, einen Beweis von Zutrauen, womit er vorher noch Niemanden beehrt hatte. Er ließ mich ihren Puls fühlen, und nöthigte eine von ihnen, die besonders fett und unbehülflich war, sich durch mich etwas von eben demselben Mittel, dessen ich mich bei seinem Auge bediente, in das ihrige tröpfeln zu lassen, wobei sie von zwei anderen Damen auf dem Boden fest gehalten ward. Es verursachte ihr einen kurzen, aber heftigen Schmerz, worüber der Prinz und die anderen Damen in ein gewaltiges Gelächter ausbrachen; das arme Frauenzimmer aber erklärte, um Sr. Königlichen Hoheit ihre Ehrerbietung zu bezeugen, den Schmerz für eine sehr angenehme Empfindung.

Bei andern Gelegenheiten behielt er mich zwei, ja wohl drei Stunden bei sich, und erkundigte sich nach den Sitten der Europäer, besonders der Engländer, nach ihrer Religion, ihrer Regierungsverfassung, und ihren Gesetzen. Zuweilen machte er Anmerkungen über das, was ich ihm sagte, äußerte ernstliches Verlangen, von diesen Dingen unterrichtet zu seyn, und schien die Unterhaltung sehr anziehend zu finden; manichmal aber, wenn er nicht bei guter Laune war, entließ er mich, sobald ich ihm den Puls gefühlt und die nöthigen Arzneimittel gereicht hatte, selbst ohne mich niederzusetzen zu lassen und mir einige weitere Fragen zu erlauben. — Doch der Leser wird wahrscheinlich begierig seyn, die Person und den Charakter dieses Prinzen näher kennen zu lernen; und vielleicht kann ich seine Neugierde an keinem schicklicheren Orte meiner Erzählung befriedigen, als hier.

Muley Absulem ist von mittlerer Größe, ziemlich corpulent, und etwa fünf und dreißig Jahre alt. Seine Gesichtszüge sind durch die starken Fehler an seinen Augen äußerst entstellt; das eine ist nemlich durch den Staar

völlig verdunkelt, und das andere durch den heftigen Krampf ganz auf eine Seite hin gezogen. Nimmt man nun noch hinzu, daß er von Natur sehr große und hervorragende Augen, schlechte Zähne, und eine krankgelbe Gesichtsfarbe hat: so werde ich wohl nicht sagen dürfen, daß er irgend einen Anspruch auf Schönheit machen kann. Seine Kleidung war nicht von der gewöhnlichen Mohrischen verschieden, welche ich nachher beschreiben werde; außer, daß er einen seidnen Quast auf seinem Turban hatte, was hier zu Lande eine Auszeichnung der Königlichen Personen ist. Als ich ihn zum erstenmale sah, war er mit einem weiten, aus rothem wollenen Zeuge gemachten und mit Pelzwerk verbrämten Oberkleide bedeckt, welches bei den Mohren ein *Kaftan* heißt. Die einzige Verschiedenheit der Kleidung liegt hier in der größeren oder geringeren Güte des Zeuges. Ich habe zuweilen gemeine Mohren gesehen, die viel reicher gekleidet waren, als der Prinz oder der Kaiser selbst. Das Gefolge des Prinzen besteht vorzüglich aus Soldaten, deren er eine sehr große Menge hat, ferner aus Edelknaben, die gewöhnlich um ihn sind, schwarzen Verschnittenen und wenigen schwarzen Sklaven.

Muley Absulem hat weniger Strenge und Grausamkeit in seinem Charakter, als die meisten andern Mohrischen Prinzen; aber zugleich auch weniger Schlaueit, Scharfsicht und Thätigkeit: Eigenschaften, die dem Regenten eines so uncivilisirten Volkes so nothwendig sind. Er ist, deutlicher zu reden, von Natur sanft und indolent, überläßt sich ganz seinen Leidenschaften, wenn er ohne viele Mühe Genuß davon haben kann, und strebt sehr wenig nach Ruhm.

Sonst war er gewohnt, im größten Uebermaasse starken Branntwein zu trinken; aber jetzt enthält er sich dessen gänzlich, und seine Hauptleidenschaft ist die Liebe zu den Weibern, die alle seine Aufmerksamkeit und Zeit an sich zieht. Ich bemerkte, daß er seinen Damen weit mehr nachsah, als die Mohren sonst zu thun pflegen. Sie unterhielt

ten sich in seiner Gegenwart so ungezwungen mit einander, als wenn sie für sich allein gewesen wären.

Aus diesem Abrisse von dem Charakter des Prinzen wird man leicht die Ursachen einsehen, weshalb der Wunsch seines Vaters, ihn zum Nachfolger zu haben, unerfüllt geblieben ist. Er war freilich reich, aber ein großer Theil seines Vermögens wurde nach und nach in Befriedigungen seiner Wollüst verschleudert; und bei dem gänzlichen Mangel an Energie im Charakter konnte er sich in einem Lande, wo man Grausamkeit und große Thätigkeit als das einzige Auszeichnende eines Oberherrn ansieht, keine Freunde verschaffen.

Die Vorzüge der erblichen Thronfolge lernt man nur in denen Monarchieen kennen, wo sie nicht Statt findet. Obgleich in Marokko, wo ebenfalls keine regelmäßige Thronfolge bestimmt ist, der Kaiser die Formalität begehrt, seinen Nachfolger zu ernennen; so verdrängt doch das Schwert das Recht, und der Prinz, der sich die meisten Freunde, und folglich auch die stärkste Armee, verschaffen kann, gelangt zum Throne. Dieser Zustand hat für das Land oft die traurigsten Folgen gehabt und jene blutigen Revolutionen veranlaßt, die von Zeit zu Zeit das Reich Marokko erschüttert und verwüstet haben. Der verstorbene Kaiser Sidi Mahomet hatte keine Mitbewerber; und daher regierte er friedlicher, als irgend einer von seinen Vorgängern. Ob aber sein Nachfolger, da einige Brüder mit ihm gleichen Anspruch auf den Thron machen, eben so glücklich seyn wird, muß die Zeit entscheiden.